Nr. 2 — Leipzig, den 2. Januar — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1860)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Jesus — Unser Publikum — Ultramontane Wünsche und Geständnisse — Goethe gegen Lessing — Ein soziales Programm — Lesefrüchte aus Augustin — Verschiedenes

Auch von dieser zweiten Nummer stehen den Abonnenten zum Zweck der Verbreitung des Blattes Freiexemplare, soweit der Vorrat reicht, zur Verfügung. Man wolle sich mit einem dahingehenden Wunsch unter Angabe der nötigen Zahl der Exemplare an die Verlagshandlung wenden.

Der Herausgeber

Jesus

Jesus — dieser schlichte Name steht als Motto und Ueberschrift in alten echten Lutherdrucken nicht allein über dem Eingang, sondern über jeder Seite. Uns mutet dieser Brauch fremd an, aber damals war er für Verfasser wie Leser Wahrheit und Leben.

Jesus — derselbe Name steht auch von alters her an der Spitze eines jeden christlichen Kalenders. Jesus ist der Heilige des ersten Tages im Januar gewesen schon im katholischen Mittelalter, und ist es bis heute auch in der evangelischen Kirche. Aber freilich in den meisten Kalendern ist für den Jesusnamen kein Raum mehr neben dem andern: Neujahr. Neujahr — wie arm und leer ist dieser Name! Freilich beginnt ein neu Jahr; aber was wird es denn bringen, dies neu Jahr? Was soll die Losung sein? Jesus.

Es ist ja Jesu Namenstag, dieser erste Januar, der nun der erste Tag im bürgerlichen Jahr geworden ist. Denn er war es nicht von jeher. Noch in den Tagen der Reformation zählte man das neue Jahr vom Weihnachtsfeste an. Viel eher, als der erste Januar die Würde des Neujahrstages bei uns davontrug, feierte ihn die Christenheit als Jesu Namenstag.

Jesus war nicht der erste, der diesen Namen empfing, und ist nicht der letzte gewesen. Manches Kind jüdischer Eltern hat seinen uns so theuern und heiligen Namen getragen vor ihm und nach ihm. Und doch ist er der einzige Jesus, und alle Welt weiß, wen wir meinen, wenn wir ihn nennen und bekennen.

Der einzige und immer derselbe. „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ (Hebr. 13, 8). In Bethlehem, am See Genezareth, auf Golgatha ist er derselbe, und wie wir als Kinder ihn liebten als Christkind, so lieben wir ihn heute als den Mann, der die Knechtschaft der Sünde und des Todes brach und uns der Weg geworden ist zu Gottes Vaterherzen. Durch zwei Jahrtausende fast ist sein Name verkündet worden, und noch ist er immer derselbe, erwiesen als der ewige Heiland, der mit unversieglichen Kräften den kranken Menschenkindern zu Hilfe kommt.

Zwar geben etliche sich für gesund aus und sagen: Wir brauchen keinen Heiland. So redeten sie schon zur Zeit seines Erdenlebens, und er wunderte sich nicht darüber: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten“ (Luk. 5, 31). Und heute wie damals stehen jenen sich selbst genügenden wir andern entgegen, die wir in unserem Herzen und Gewissen wohl fühlen, daß wir einen Heiland brauchen, und Gott preisen, daß wir einen haben: Jesus! Jene preisen den Zauber der Kunst, den Genuß der Forschung, den sittlichen Wert des Zweifels, den Adel der Arbeit, den Segen der Liebe und des Mitleids — glauben sie wohl im Ernst, wir kennen das nicht? wir schätzen das nicht? Aber in alle dem fehlt uns etwas, wenn wir Jesum nicht haben; und wenn wir ihn haben, hilft er uns hinweg über vieles, das uns fehlt. Im Treiben des Alltags, in mancherlei Leid und Aergernis, in unsern schwachen Stunden — ja wir scheuen uns des Geständnisses nicht: wir brauchen einen Heiland. Und wir sind auf Grund unserer Erfahrung gewiß, daß auch im Zeitalter der Maschinen und der Zeitungen, ja da mehr als je, den Menschen eines notthut: daß sie sich zu den Füßen Jesu setzen und hören seiner Rede zu, wie Maria that. Keine der großen Fragen, die unsere Zeit bewegen — die soziale voran — kann Lösung finden, wenn nicht im Geiste Jesu; aber auch keine kleine Laune und Leidenschaft, kein häusliches, persönliches Mißgeschick kann recht überwunden werden, wenn nicht im Geiste Jesu. Wir resigniren nicht, wie die Stoiker; wir halten nicht alles für erlaubt, wie die „Epikurer“; wir lernen von Jesu uns dieses Lebens freuen und im Leide getrost sein, lieben, auch wo keine Gegenliebe, Gutes thun, auch wo kein Dank, dulden, auch wo kein Beifall ist. Und dabei will's uns nicht aus dem Sinn, daß unser Christentum viel gesünder ist als die Gesundheit jener Selbstgenügsamen.

Aber eines, das weiß ich, will viele hindern, in unsere Gemeinde einzutreten und unsere Loblieder mitzusingen. Ihr seid ja gar nicht einig, sagen sie, wer er ist, dieser Jesus.

In Wahrheit sind wir doch vielleicht einiger, als es oft den Anschein hat. Aber daß wir so viel und heiß um ihn streiten, woher anders kommt es denn, als daher, daß uns so viel an ihm liegt! Wenn die Frage uns aufweckt: Was dünket euch von Christo? da wacht unser ganzer Mensch auf; mit der heiligsten Begeisterung, deren wir fähig sind, nur zu oft auch Trotz, Irrtum und Leidenschaft. Das ist mein Christus! Wie ich ihn kenne, liebe, preise, so soll ihn jeder kennen, lieben und preisen. Der Streit um die Würde Jesu — ist er nicht selbst eine Anerkennung der Würde Jesu?

Auch der Apostel Paulus wußte von solchem Streit um die Erkenntnis Jesu. Dennoch konnte er sich freuen, wenn nur überhaupt Christus gepredigt wurde. Er sah und klagte es, wie Neid, Parteigeist und unlauteres Wesen sich der christlichen Predigt bemächtigten, die er als ein Gefangener nicht mehr so üben konnte wie zuvor. Was thut's! schreibt er: „Daß nur Christus verkündiget werde allerlei Weise, es geschehe zufallens oder rechter Weise: so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen“ (Phil. 1, 18). Dieser Sinn Pauli ist den Christen zu Zeiten sehr fremd geworden, diese Freude an der Predigt des Namens Jesu, mag sie sich auch verbinden mit Irr-

tum, Unlauterkeit und Sünde: gleichviel, wenn nur Christus gepredigt wird! Und auch unser Geschlecht kann, dünkt mich, da noch lernen. Dann würden wir ganz anders um Christus streiten, nämlich in Liebe, mit Geduld, und allein mit Waffen des Geistes.

Denn gestritten muß werden. Daß das Evangelium von Jesu lauter und rein gepredigt werde, der Inhalt des Glaubens ebenso wahr sei, wie seine Art lebendig und echt, darauf kommt doch wohl auch etwas an. Keine Erkenntnis Gottes, unsers Vaters, wo keine Erkenntnis des Gottessohnes Jesu Christi ist. „Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren“ (Matth. 11, 27). „Wer mich siehet, der siehet den Vater“ (Joh. 14, 9).

Darum „wachset in der Gnade und Erkenntnis unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi“ (2. Petr. 3, 18). Es giebt Stufen der Erkenntnis Jesu, und alles Christentum kann man auffassen als ein Empordringen und Eindringen in diese Erkenntnis.

In diesem Sinne sei Christus unsere Losung zum neuen Jahr, unsere Losung bei dem Werke, das wir thun wollen. Er verkläre sich selbst vor unsern Augen und helfe uns Hütten bauen, ihm eine und den Brüdern eine, auch für diejenigen eine, welche noch fremd und von ferne stehen!

Amen, ja es soll geschehen!
Jesus wird heut mit uns gehen.
Und wir werden fröhlich sehen,
Daß er uns nicht läßt allein.

R

Unser Publikum

Wie oft ist der Herausgeber in diesen Wochen gefragt worden, ob unsere Zeitung auch für den und jenen etwas sei; wie viel öfter noch sind ihm gute Ratschläge gegeben worden, ja auf die Bedürfnisse der verschiedensten Volks- und Gesellschaftsschichten Rücksicht zu nehmen: Frauen und Männer, Gelehrte und Kaufleute, Kirchliche und Unkirchliche, Verdorbene und Unverdorbene — für sie alle sollen wir schreiben und drucken; kurz, ein recht universales Publikum haben die Wünsche unserer Freunde um das Blatt versammelt. In der Idee natürlich; denn ob nun auch aus all diesen Typen Abonnenten von Fleisch und Blut geworden sind, das liegt für jetzt, wo ich dies schreibe, noch in der Zeiten Schoße. Es wird aber freilich nicht anders gehen, als daß Redaktion und Mitarbeiter sich ein ideales Publikum vor Augen stellen, für das sie schaffen wollen; denn kein praktischer Schriftsteller schreibt gern ins Blaue hinein: er will's mit Personen zu thun haben, die ihn vernehmen; um ihre Zustimmung wirbt er. Vollends ein kirchliches Blatt will seine Gemeinde haben, wie ein Prediger unter der Kanzel; und wie der Prediger, wenn er wirken will, seine Rede für seine Zuhörer einrichten muß, so gewiß auch das Blatt.

Nun sagt der Titel unserer Zeitung, daß sie sich richtet an die Gebildeten. Das ist deutlich und undeutlich, je nachdem man den guten Willen hat, es zu verstehen oder nicht. Denn es lassen sich leicht allerhand Bemerkungen daran knüpfen über Bildung und Halbbildung, Bildungsdünkel und Bildungsschwindel; aber damit wird niemand die Thatsache aus der Welt schaffen, daß es gebildete und ungebildete Menschen giebt, und daß dieselben sich in ihren geistigen Ansprüchen sehr unterscheiden. Die Grenze zu ziehen, wird ja sehr schwer sein; aber diese Grenze haben im vorliegenden Falle nicht wir zu ziehen, sondern unsere Abonnenten. Wir sagen mit unserer Adresse einmal, daß wir die Bildung als ein hohes Gut rund und ganz anerkennen, daß wir also das Streben darnach als ein berechtigtes gelten lassen. So gewiß es nur verhältnismäßig wenigen Sterblichen vergönnt ist, auf der Höhe der Bildung zu stehen, von wo man über alle Gebiete des Lebens einen wirklich umfassenden Blick hat, so gewiß darf man in dem allgemeinen Trachten nach Erweiterung der Kenntnisse und Einsichten, nach Gewinnung einer selbständigen Lebensansicht, nach möglichster Entwickelung der geistigen Kräfte, die Gott einem jeden gegeben, als an einem guten und berechtigten Zuge der Zeit seine Freude haben. Und allen diesen Strebenden muß auch die Kirche entgegenkommen. Sie muß auf die Fragen, die in ihnen aufwachen, Antwort geben. Gewiß giebt es kein Extra-Evangelium für die Gebildeten. Wie wollte sich auch sonst ein Landpastor erkühnen, ein Blatt für die Gebildeten herauszugeben? Ich müßte wohl in diesen Spalten ein anderes Evangelium vertreten, als ich des Sonntags von meiner Dorfkanzel der Gemeinde predige! Nein, es giebt nur Ein Evangelium für Gelehrte und Ungelehrte, Starke und Schwache, Weise und Einfältige. Und die Einfältigen haben in der Empfänglichkeit dafür noch immer etwas voraus, wie zu Jesu Zeiten. Aber eben darum! Weil es den „Einfältigen“ leichter wird als den Weisen, die frohe Botschaft anzunehmen, muß man den Weisen um so mehr zu Hilfe kommen. Es giebt nun einmal unzählige Probleme, die dem Gebildeten immer werden zu schaffen machen, von denen der Ungebildete nichts ahnt. Achselzucken hilft da nicht. Die Kirche, die Theologie hat hier einfach eine Pflicht zu erfüllen.

Und nicht uns allein sieht es so aus, als ob heutzutage die Gebildeten sich über Vernachlässigung von seiten der Kirche zu beklagen haben. Die Einsicht, daß man für das Volk mehr thun müsse als bisher, ist jetzt wie im Staate, so in der Kirche mächtig erwacht, freilich erst in der zwölften Stunde. Aber ganz verhängnisvoll wäre es, wenn man darüber die gebildeten Kreise vergessen wollte. Und unverantwortlich wäre es, wenn man sie gar grundsätzlich aufgeben wollte, wie wenn sie für das Christentum schon verloren wären in ihrem Weltsinn und Indifferentismus.

Freilich der Indifferentismus! Diese entsetzliche Gleichgiltigkeit gegen Kirche und Christentum in weiten Kreisen unserer Gesellschaft! Ja, ist sie denn so groß? Augenscheinlich. Aber wer schärfer beobachtet, kann doch wahrnehmen, wie unter der Asche das Feuer noch glimmt, wie's nur auf den ersten Luftzug wartet, um aufzuflammen, wie noch immer die religiösen und ethischen Fragen die sind, welche die Menschen aller Stände und Bildungsstufen am meisten bewegen. Man darf nur nicht von der Teilnahmlosigkeit gegen Kirche und Gottesdienst gleich auf Teilnahmlosigkeit gegen Religion und Christentum schließen! Man darf nicht nach den ausgebrannten Seelen, die in Gesellschaft und Literatur sich freilich gewaltig hervorthun, mit ihrer zur Schau getragenen Blasirtheit, ihrem elenden Pessimismus, ihrer Frivolität gegen alles Heilige und Hohe, den gesamten Kreis unserer Gebildeten schätzen! Ich kann mich der Zuversicht nicht erwehren: wenn man den richtigen Ton träfe, die Meisten und Besten wären noch zu haben.

Und wenn ich sagen soll, wen ich mir am liebsten als unser Publikum denke, so muß ich antworten: die Indifferenten. Jene scheinbar Indifferenten, die es selber so nötig haben, daß ihre Kälte endlich schmelze und sie am Leben der christlichen Gemeinde wieder teilnehmen. Und ebenso not thut es dieser christlichen Gemeinde. Ich kann mich nicht enthalten, hier wiederzugeben, was auf unsere Probenummer hin ein uns persönlich unbekannter Arzt schrieb: „Die Hoffnung, die Indifferenten allmählich wieder zu gewinnen, ist, wie ich meine, eine begründete. Selbst ein großer Teil derer, welche in der Pflege der exakten Wissenschaften auf einen Weg geraten sind, der sie ihrer Meinung nach von dem Glaubensleben scheidet, fühlt sich im Innersten der Seele hilf- und ratlos. Es kommt nur darauf an, den rechten Ton anzuschlagen, der die Sehnsucht nach den Idealen der Jugend und nach gemeinsamer Gottesverehrung wieder zu erwecken vermag.“

Gott helfe uns für die große Aufgabe doch wenigstens etwas thun!

Aber wenn wir so die Indifferenten, der Kirche Fremdgewordenen, vornehmlich in unser ideales Publikum einrechnen, so wird und darf darum unser Blatt nicht gleichsam eine Missionszeitschrift werden, die den Heiden das Christentum predigt. So gewiß sie alle getauft sind, so gewiß betrachten wir sie als Christen. Und nicht das Christentum gegen sie zu verteidigen kann unsere nächste Absicht sein, sondern das Christentum darzustellen. Kennen sie's, so werden sie's lieben. Dies allein kann jenen Indifferenten gegenüber unser leitender Gedanke sein.

Und an dieser Darstellung des Christentums, wie wir's in seiner unerschöpflichen Mannichfaltigkeit und großartigen Einheit zur Geltung bringen möchten, werden doch auch unsere kirchlichen Gebildeten sicherlich ein Interesse nehmen. Mit ihrer Hilfe allein wird ja unser Blatt in die Reihen jener Fernen und Mißtrauischen hinein einen Weg finden können. Aber vielleicht dürfen wir auch ihnen selbst einen kleinen Dienst thun. Sind sie mit uns im Glauben eins, so werden sie doch vielleicht gern mit uns dem nachdenken, wie das Christentum gegenüber den Vorzügen und Schwächen der modernen Kultur seinen Wert siegreich behauptet, werden mit uns Antwort suchen auf die Frage, was denn nun an dieser Religion das Heilsame, Wesentliche und Ewige sei. Und so klar, so vollkommen sind wahrlich die Zustände in unserem evangelischen Deutschland heutzutage nicht, daß nicht ein offener Austausch darüber auch vielen überzeugten Christen ein Bedürfnis sein sollte. Solchen Austausch wollen wir pflegen, in fröhlichem Glauben vor keiner Frage zurückschreckend und mit besonderem Fleiße in den Büchern der Geschichte forschend, welche die Gemeinde Christi bisher durchlebt hat.

Im übrigen wird die Redaktion des Blattes den Rat befolgen, der im Faust allen gegeben wird, die es mit einem Publikum zu thun haben: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Wir werden der Frauen gedenken und der Männer nicht vergessen. Und ich hoffe, die Frauen sollen damit am allermeisten einverstanden sein, wenn wir auch für die Männer schreiben; denn manchem gereicht es zum bitteren Schmerz, daß die Religion von Männern so leicht als Frauensache angesehen und behandelt wird. Nein: wie viel leichter es ein Frauengemüt haben mag, fromm zu sein, wie viel tiefer die Andacht darin wurzele und wie viel inniger sie es beglücken mag, so ist doch die christliche Religion, gerade wie wir Protestanten sie kennen, wahrlich recht darnach angethan, Männersache zu sein. Und so werden's uns die Frauen gern verzeihen, wenn zuweilen ein Artikel mit einfließt, der ihrem Verlangen nicht entsprechen kann. Wir wollen eben vor anderen trefflichen christlichen Blättern, das voraushaben, daß wir um keine ernste und wichtige Frage herumgehen müssen, weil sie zu schwer ist, weil sie ihrer Natur nach nur einen engeren Kreis bewegen kann. Darüber, daß wir nicht Dinge besprechen wollen, welche allein für Pastoren und Theologen Interesse haben, ist bereits in der Probenummer bündige Erklärung abgegeben worden.

Zum Schluß noch eins. Es ist einigen in der Probenummer zu viel von Luther die Rede gewesen und zu viel von Rom. An beides wird sich der geneigte Leser gewöhnen müssen. Daß wir bei unserem Unternehmen Luther auf unserer Seite haben, hat uns nächst unserm Gottvertrauen den Mut gegeben, Hand anzulegen. Die Beschäftigung mit Luther gab uns den Optimismus, der manchem verwunderlich gewesen ist. Deutschen mag man leichter ein Verständnis Luthers vermitteln als Christi. Daß Luther uns dabei nur Mittel ist zum Zweck, daß wir aus Luther keinen Heiligen machen wollen, geschweige einen Heiland, sondern nur seine Hilfe gern annehmen, da er uns helfen will, den Heiland zu finden und selber heilig zu werden — wem müssen wir das erst versichern?

Und Roms zu schweigen ist gerade jetzt unmöglich. Was man verlangen kann, ist dies, daß wir nicht schelten ohne Ursache, nicht poltern ohne Inhalt. Aber Thatsachen berichten, vorhandene Gefahren aufdecken, die Geister unterscheiden lehren — ist unsere Pflicht gegenüber unserm Leserkreis, die zu erfüllen wir uns nicht nehmen lassen werden. Leben freilich kann von der Polemik niemand, auch die evangelische Christenheit nicht, auch unser Blatt nicht. Das wissen wir; darum unbesorgt! D H

Ultramontane Wünsche und Geständnisse

Der Vorsitzende des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins, Herr Konsistorialrat Professor Dr. Fricke in Leipzig, hat der Redaktion freundlichst einen Brief zur Verfügung gestellt, der, während der Düsseldorfer Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins (7.—10. Sept. v. J.) in Ottmachau (Reg.-Bez. Oppeln, an der Neiße) unter seiner Düsseldorfer Adresse zur Post gegeben, ihn erst nach seiner Heimkehr in Leipzig erreicht hat. Der Brief stammt sicher nicht „aus maßgebenden Kreisen" und hat daher nichts „Hochpolitisches"; dennoch glauben wir auf den Dank unserer Leser rechnen zu dürfen, wenn wir ihn veröffentlichen, denn in seiner naiven Aufrichtigkeit ist der Brief lehrreich trotz seiner Unbedeutendheit: ein schätzenswerter Beitrag zur Erkenntnis des Ultramontanismus im niederen Klerus und in dem von ihm bearbeiteten Volke; gewiß werden sehr viele ultramontane Wähler durch ihn charakterisirt. Ueberdies ist der Brief höchst ergötzlich. Daß vom Erhabenem bis zum Lächerlichen oft nur ein Schritt ist, das kann man manchen großen Theorien gegenüber bestätigt finden, wenn man beobachtet, wie sie sich spiegeln in dem Kreise der kleinen Geister, die das Gruppiren und Dissumuliren und Ausstaffiren der Führer nicht nachzumachen vermögen, weltumstürzende Theorien unschuldig aussprechen, daneben aber durch „hausbackene" Gutmütigkeit sich zu praktischen Inkonsequenzen verleiten lassen, die jene sich nie gestatten würden.

Ein Bedenken nur stellte der Veröffentlichung sich entgegen: der Brief ist anonym. Da scheint die Frage berechtigt, ob die Römischen wirklich so denken. Ist der Brief nicht etwa nur ein thörichter Scherz? Die Anmerkungen werden über die erstere dieser Fragen eine sichrere Antwort geben, als der Name irgend eines obskuren Kaplans unter dem Briefe es vermöchte, und zugleich werden sie den Verdacht einer Mystifikation, der trotz der ebenso unrömischen als gutmütig dummen Beurteilung des Gustav-Adolf-Vereins in dem Briefe ohnedies völlig fern liegt, vollends beseitigen; — daß sie jemandem zu gelehrt ausgefallen sind, das ist, nachdem Janssen mit seinen Anmerkungen bei dem gebildeten Publikum so viel Glück gehabt hat, schwerlich zu befürchten. In einem Betracht aber kann die Anonymität des Briefes nur als Vorteil empfunden werden, weil nämlich infolge derselben alles Persönliche zurücktritt und das Interesse allein auf den sachlichen Inhalt des Briefes sich konzentrirt.

Allerlei nützliche Betrachtungen an den Brief anzuknüpfen, darf getrost dem Leser überlassen bleiben: ohne weiteres Räsonnement folgt hier wortgetreu der Brief. Jedoch ist die höchst mangelhafte Orthographie und Interpunktion des Originals der Deutlichkeit wegen **nicht** beibehalten; auch ist an drei Stellen, wo es ohne Schaden für den Sinn geschehen konnte, der falsche Satzbau gebessert und besonders Bemerkenswertes durch gesperrten Druck hervorgehoben worden.

Gelobt sei Jesus Christus!
Pax Domini! Ottmachau, den 9. September 1886.

Hochwürdigster, hochgeehrter Herr Professor;
Herr Konsistorialrat!

Es drängt mich [zum Schreiben] angesichts Ihrer Gustav-Adolf-Versammlung, in welcher Anregungen gemacht worden sind, als wäre es etwas Besonderes, daß wir Katholiken die Rückkehr der geistlichen Orden, namentlich des Jesuitenordens, beanspruchen und fordern — und auch durchsetzen werden, zwar einzig und allein zum Heil und zur Rettung Deutschlands, mit vollkommenem Einverständnis Sr. Majestät des Kaisers und des Fürsten von Bismarck. Die Regierung muß uns Katholiken unsere Rechte wiedergeben. Und wenn Sie protestantischerseits befürchten oder glauben, daß die Jesuiten thatsächlich nur den Zweck im Auge hätten, den Protestantismus mit Stumpf und Stiel wieder auszurotten und an die Stelle der freisinnigen, leider zu weit schon gediehenen Sekte Gehorsam, Demut und alte deutsche Sitte, verbunden mit der Frömmigkeit Jesu, wieder einzuführen: so wäre das freilich die Pflicht nicht allein jenes Ordens, sondern die Pflicht jedes treuen Katholiken;[1]) **denn jeder gute Katholik ist**

---

[1]) Der Syllabus errorum, d. h. das Verzeichnis der Irrtümer unserer Zeit, welches Pius IX. seiner Encyclika vom 8. Dezember 1864 anhängte, **verurteilt** die Ansicht, „daß es in dieser unserer Zeit nicht mehr gut sei, wenn die katholische Religion mit Ausschließung aller anderen Kulte als die einzige Staatsreligion angesehen werde" (Nr. 77), **tadelt**, daß in einigen katholischen Ländern den Protestanten durch das Gesetz freie Religionsübung gewährt sei (Nr. 78), und bezeichnet es als einen Irrtum, wenn man meine, wenigstens eine Hoffnung haben zu dürfen in Bezug auf das ewige Heil aller derer, welche in der wahren Kirche Christi — und das ist für den Papst die katholische — nicht sind (Nr. 17). Siehe den lat. Text bei **Friedberg**, Sammlung der Aktenstücke zum ersten vat. Konzil, S. 906 und 900.

Jesuit. Ich gebe der geehrten Gustav-Adolf-Versammlung die Versicherung, daß alle Zentrumsmitglieder auch Jesuiten sind, die ganz im Sinne Jesu wünschen, daß nur einzig und allein ein Hirt und eine Herde sei.[2]) Ein Hirt ist ja thatsächlich;[3]) denn der Heilige Vater, der Nachfolger des bewunderungswürdigen, großen und heiligen Pius IX., ist auch Hirt über die protestirende Sekte, er kann nur nichts dafür, daß die Böckchen in ihrer Widerspenstigkeit noch verharren,[4]) obgleich sie, wenn sie nicht blind sind, doch sehen, daß es gar keiner Arbeit unsererseits bedarf, um die protestirende Sekte aufzulösen. Ohne unser Zuthun geschieht dieses, allein durch die göttliche Bestimmung Jesu Christi, der da oben auf dem gewaltigen und doch so demütigen Felsen die triumphirenden Worte auf himmlischem Pergament geschrieben hat:[5]) Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Allein durch diesen Ausspruch wird die protestirende Sekte [zum Untergang verurteilt[6])], die leider im Lauf der Jahrhunderte immer schädlicher wirkte und alle Zustände immer totaler verrückte, eine Unordnung schaffte, der wir Anarchie, Demokratentum, Verjudung und in ihrem Gefolge Armut und Elend im lieben Deutschland zu danken haben, — und vor allem die Entsittlichung.[7])

Ich muß bewundern, wie es möglich ist, daß Männer, die sich mit Theologie und Kirchengeschichte beschäftigen, die wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, dennoch total blind im Geiste sind, man kann nicht anders sagen als: Gott hat sie mit Blindheit geschlagen zur Strafe ihres geistigen Hochmuts und ihres weltlich wissenschaftlichen Unfehlbarkeitsdünkels, der auf dem verrückten Begriff[8]) eines Menschen basirt, der unter dem Wort religiöse Freiheit[8]) vom Teufel, dem Widersacher Gottes, getrieben wurde,[9]) der Menschheit und sich selbst zum Fluch zu werden, ohne daß er es wußte, in echt teuflischer Dummheit[10]) — ich meine keinen andern als Luther. Nein, die Lehre, die nicht göttlich ist und auf dem Eigensinn eines Menschen beruht, der einen verfehlten Beruf ergriff, der gar nicht zur Theologie und zum Beamten Gottes geschaffen war, der lieber hätte Kohl bauen sollen und frühzeitig heiraten; — nein, eine solche Lehre kann nicht ewig bestehen, zerfällt von selbst. Was wir Kathoiken aber dazu beitragen können, die Sekte der Freiheit und des Ungehorsams auszurotten, das ist unsere Schuldigkeit,[11]) das thun wir aus Liebe zu Jesus, dem wir bis in den Tod getreu sind; und wir werden aus nachfolgenden Gründen alles daransetzen, um Kaisern, Fürsten und Ministern die Augen zu öffnen, daß alle die niederträchtigen Verleumdungen und Entstellungen der katholischen Lehre, die in Verbindung von Juden und Protestanten in Wort und Lektüre verbreitet wurden, in ihrer teuflischen Lüge nackt und bloß dastehen — zur Ehre der triumphirenden Kirche Christi. Und wir werden beten, daß denjenigen Protestanten, die aus Unwissenheit unsere Gegner sind, das Licht des katholischen Glaubens werde, denn sie sind unsere lieben Brüder und Schwestern; dazu helfe uns Gott und der hl. Geist.[12]) Amen!

Die Wissenschaft scheint nicht zu bedenken, daß ein persönlicher Gott existiert.[13]) Die protestantische Wissenschaft bezweifelt, daß [sollte wohl heißen: thut so, als ob] es dem ewigen Gott bei Erschaffung der Welt an einem Plane gemangelt hat. Wir Katholiken glauben erstens an einen persönlichen Gott, der bei der Erschaffung der Welt und vorher seine katholische Kirche, sein Regiment, welches durch seine Priester stolz und göttlich repräsentirt wird,[14]) im Auge hatte und wußte, wie sie den Anfang nehmen und wie sie sich vollenden würde. Und da Gott vermittelst dieser Kirche mit seinen Geschöpfen verkehren wollte und sie für sich gewinnen zu seinem Dienst, hielt er es für am geeignetsten, seinem Sohne alles vermittelnd zu betrauen. Wir wissen jetzt noch nicht, warum der ewige Gott also dachte; wir werden erst nach dem Uebergange ins ewige Leben schauen, was wir hier in Demut glauben wollen und glauben müssen. — Da sein göttlicher Sohn zu uns kommen mußte, erschuf Gott sich dazu ein so liebreizendes Geschöpf, und ließ sie allerdings aus königlichem Geschlecht entstammen: Maria,[15]) die der Apostel Lukas — der Maler war — auf dem Tisch der hl. Familie verewigte im Bild; er schnitzelte in den Tisch ihr Bildnis, welches noch heute in der Kirche zu Loretto in Frankreich samt dem kleinen Häuschen aus Nazareth aufbewahrt wird.[16]) Ja Maria, die da in kindlicher Demut ihren Willen dazu gab, indem sie sprach: Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort, und die in ewig denkwürdiger Weise,

---

[2]) Diese Spielerei mit der Ableitung des Jesuitennamens beweist natürlich ebenso wenig wie die halb scherzhaften protestantischen Ableitungen: Jesuita = Jesu vita [meide Jesum]; Jesuwiter = wider Jesum; Jesuwiet = weit von Jesu, die schon Martin Chemnitz im Jahre 1562 auskramt, oder wie das unübersetzbare Wortspiel: Si cum Jesuitis, non cum Jesu itis.

[3]) Die Deutung des Wortes Joh. 10, 16 auf den Papst ist nicht beispiellos, s. Hase, Handbuch der protest. Polemik, 4. Aufl., S. 153.

[4]) Pius IX. schrieb in dem berühmten Briefe an unseren Kaiser vom 7. August 1873: Ich spreche mit Freimut, denn die Wahrheit ist mein Panier, und ich spreche, um einer meiner Pflichten in erschöpfendem Maße nachzukommen, die mir auflegt, allen die Wahrheit zu sagen, und auch dem, der nicht Katholik ist; denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Art und in irgend einer Weise, welche hier nicht der Ort ist, darzulegen, gehört, sage ich, dem Papste an (appartiene, dissi, al Papa). Siehe Siegfried, Aktenstücke betr. den preußischen Kulturkampf, S. 198. Daher erging auch an die Protestanten eine Einladung zum vatikanischen Konzil (Friedberg, a. a. O., S. 235 ff.).

[5]) Gegenüber dem vielberühmten Worte aus Matth. 16, 18 wird's dem Briefschreiber so feierlich zu Mute, daß er sich zu ganz unverständlichen pathetischen Phrasen begeistern läßt.

[6]) Aehnliche Worte muß der Verfasser im Sinne gehabt haben; bei der Länge des Satzes sind sie unter den Tisch gefallen.

[7]) Nur die antisemitische Färbung des Satzes ist dem Briefschreiber eigentümlich; im übrigen giebt er lediglich der Geschichtsauffassung Ausdruck, welche die ultramontane „Wissenschaft" stets vertreten hat, jetzt aber mit besonderer Energie geltend macht. Vergl. Janssens Geschichte des deutschen Volkes, oder die von „drei (ultramontanen) Freunden der Wahrheit" herausgegebenen „Geschichtslügen", 7. Aufl., 1887, § 37 S. 420: „Revolution — nicht Reformation." Ebenso sagte schon 1855 ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Mainz: Das deutsche Volk hat seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit des Glaubens zerriß. .... Seitdem hat Deutschland fast nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören und eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. Seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden u. s. w. (Hase, Polemik, S. 578.)

[8]) Papst Gregor XVI. in einem Hirtenbriefe vom Jahre 1832: Aus diesem schmutzigen Brunnen des Indifferentismus fließt jene Meinung oder vielmehr der Wahnsinn, daß einem jeden Gewissensfreiheit zu gewähren sei. Vergl. auch nur 15 und 16 des Syllabus (vergl. Anm. 1), Friedberg, S. 900.

[9]) Ebenso haben viele römische Zeitgenossen Luthers geurteilt, vgl. Vergerio's Urteil in Nr. 1 d. Ztg., S. 11. Auch Janssen, Gesch. des deutsch. Volkes legt dies Urteil mehrfach nahe (vgl. z. B. II[13], S. 105.)

[10]) Daß Luther dumm gewesen sei, ist ein seltener Vorwurf; doch redete 1884 auch der Kardinal Pitra (Analecta sacra II, Proleg., p. XLIII von dem pingue (plump, ungeschickt) et vecors (verstandslos, dumm) ingenium Luthers.

[11]) Vergl. Anm. 1 und 31.

[12]) Diese Formel ist auffällig. Der Briefschreiber scheint die altkirchliche Dreieinigkeitslehre nicht genau im Kopf zu haben. Man könnte ihm den „Goldenen Gnadenschlüssel" seines Glaubensgenossen Johann Janssen empfehlen, denn von diesem sagt das Juniheft des „Katholik": Der fromme ... Verfasser beabsichtigt durch dies ... Gebetbuch die so wichtige, aber immer noch allzu sehr vernachlässigte Verehrung des hl. Geistes zu fördern.

[13]) Ein ähnlicher Vorwurf eröffnet den Syllabus.

[14]) Der im Auftrag des Tridentiner Konzils verfaßte, 1566 zum erstenmal herausgegebene römische Katechismus — mehr ein Hilfsbuch für die Lehrer, als für die Schüler — sagt Teil 2, Kap. 7, Frage 2: Denn da die Bischöfe und Priester gleichsam Gottes Dolmetscher und Botschaftsträger sind ... und Gott selbst auf Erden vertreten (ipsius dei personam in terris gerunt), so ist offenbar, daß kein höheres Amt gedacht werden kann, als das ihre; deshalb werden sie auch mit Recht nicht nur Engel, sondern auch Götter genannt (quare merito non solum angeli, sed dii etiam ... appellantur).

[15]) Nach einer Predigt des Petrus Damiani († 1072), der Gregor VII. sehr nahe stand, war Maria so liebreizend, daß Gott, da er sie zuerst sah, in Liebe entbrannt, das Hohelied zu ihrem Preise anstimmte (Tandem nascitur Maria et ... speciem induit speciosam, quae ipsum alliciat deum et divinitatis oculos in se convertat. .... Videt et ardet ille vehemens amator et totum epithalamium in laudibus ejus decantat, ubi etc. Opp. Dam. ed. Cajetanus II, p. 51).

[16]) Daß Lukas ein Maler gewesen sei, ist sehr späte Sage, die frühestens im neunten Jahrhundert nachzuweisen ist. Bilder von Lukas kennt die Legende jetzt vielfach; von einem Schnitzwerk, wie dem obigen, ist mir nichts bekannt. Die Maria von Loretto ist eine Statue aus Cedernholz. Der Briefschreiber ist wahrscheinlich darüber ebenso schlecht unterrichtet, wie über die geographische Lage Lorettos. Loretto liegt bekanntlich in Italien, in früher päpstlichem Gebiet, südlich von Ancona.

vom Geist Gottes erfüllt, ausrief: Siehe von nun an werden mich preisen alle Geschlechter der Erde. Das sind Thatsachen, Urkunden, die nicht weggeleugnet werden können, die aber dem Protestantismus unbequem sind, der gar zu gerne am apostolischen Glaubensbekenntnis rütteln und schütteln möchte. Es kommt auch dazu, ihr Männer der weltlichen Aufklärung und der eigenen Klugheit; es kommt die Zeit, daß ihr stückweise das Glaubensbekenntnis zuerst umändert und dann abschafft. Der teuflische Geist treibt euch dazu; der widerstrebt Gott allezeit.[17]) Und es muß so kommen; denn die Zeit ist nahe, wo Gott den Weizen von der Spreu absondern und in seine Tenne bringen wird, das Stroh aber wird dem Teufel zur Verwertung anheim fallen, d. h. bie besten Protestanten werden dann allgemach zur Einsicht kommen, auf daß der Spruch erfüllet werde: Und es wird ein Hirt und eine Herde werden.

Also Gott schuf zu seinem Zweck und für sich ganz allein ein heiliges kostbares Gefäß, eine reine heilige Jungfrau, würdig, daß sein Sohn darin wohnen konnte, und sie wurde die hochgebenedeite Gottesgebärerin, von der geschrieben steht, daß sie der Schlange den Kopf zertreten würde,[18]) und die wir Katholiken so leidenschaftlich lieben und verehren. Und vermöge ihrer Vorzüge und ihrer Stellung am Herzen Gottes[19]) glauben wir, daß sie unsere Gebete befürwortet. Wir glauben auch, daß Gott sich ganz besonders freut über die Menschheit, wenn sie seine erwählte Braut[20]) laut preist und besingt und rühmt, und wenn die ganze Weiblichkeit diese Königin des Himmels und der Erde zum Vorbild erwählt. Angebetet haben wir sie nie,[21]) aber unsere Kniee beugen wir vor den Bildern der Gebenedeiten. Wir glauben, daß Gott Maria nächst seinem Sohne die weiteste Macht verliehen hat,[22]) und wir glauben auch, daß Maria überall die katholische Kirche als ihr Eigentum segnet und bei uns ist. Man glaubt ja auch an ein Seelenleben unserer Abgeschiedenen, warum sollte denn Maria unthätig sein oder verschwinden, bloß weil es dem Luther in seinen Kram nicht paßt? Also glauben wir standhaft, und wir glauben, daß Gott bei Erschaffung der Welt alle die Päpste und heiligen Bischöfe, die in seiner Kirche arbeiten würden und leiden würden, vor sich sah; denn Gott war ein vortrefflicher Baumeister, der alles wußte, was er mit seinem Hause, der Welt, machen würde, und Gott wußte auch, daß die von seinem Geist zur Bewirtschaftung seines Gutes durchdrungenen Männer genau nach seinem Wunsch regieren würden. Und die Welt ist also unbestrittenes Eigentum Gottes, jede Scholle Erde gehört Gott.

Fürsten und Kaiser sind demnach ja auch von Gottes Gnaden und haben nur Ehrenstellen eigentlich. Aber nicht also der Papst, der Stellvertreter Gottes.[23]) Ihm gehört nicht Rom allein, ihm gehört die ganze Welt an Stelle Gottes. Und der Papst, dieser heilige Vater, hat die ganze Welt zu regieren, hat die Pflicht und das Amt, selbst die Könige richtig zu leiten, sie aufmerksam zu machen, weil der heilige Vater vermöge seiner göttlichen Weisheit die Lage der Welt besser überschauen kann, und allein am richtigsten zu beurteilen versteht, wie die Völker regiert werden müssen. Auch die Fürsten zu krönen und zu salben und sogar einzusetzen ist Amt des Papstes, der Christus vertritt.[24]) Wenn die Welt erst vollendeter ist, werden alle Fürsten vom hl. Vater erst bestätigt und feierlich eingesetzt werden. So muß es kommen; nach vielem Kampf wird alles, was jetzt verrückt ist, wieder in Ordnung gerückt sein und immer vollendeter, bis der Teufel am Ende zertreten sein wird. Und diese Arbeiten und Befugnisse des hl. Vaters dienen zur Erleichterung der regierenden Häupter, denn die Bestie, der Teufel, setzt alles in Bewegung, um seine Bestien im Volk immer nichtswürdiger zu machen. Da ist Polizei machtlos. Freilich ist der Jude thätig; das, was er damals schrie: „Kreuzige ihn," rief der Jude durch alle Zeiten; und namentlich seit der Zeit des Protestantismus blähte der Jude seinen teuflischen Wanst und spann seine christusfeindlichen Fäden durch alle Verhältnisse, und sog das christliche Volk aus und wurde von den Thränen des Adels und von dem Jammer der Armut nicht gerührt. Herrschen und sich mästen, das Christenvolk unterjochen und sein Israel hier, nicht allein in Deutschland, sondern in der ganzen Welt einrichten, das ist der Zweck des Antichristen, des Juden. Thron und Kirche ist bedroht vom semitischen Raubgelüste; der Jude pflanzt die demokratischen Meinungen ein, er strebt nach Republik und einer von „seine Leut" soll regiren. Macht euch doch alle auf, ihr, die ihr noch das Kreuzeszeichen heilig haltet, ihr, die ihr von euch redet, ihr wäret Deutsche, seid würdig euerer Vorfahren, der ersten Christen, und gebt es nicht zu, daß die fremde christenfeindliche Rasse euch unterjocht! Einigkeit macht stark. Hetzt nicht, Protestanten, dankt Gott auf eueren Knieen, daß eine katholische Kirche existirt, die allein imstande ist, euere Nation vom Untergang zu retten. Denn der Katholik ist's, der sich stolz am Kaiserhause postirt und Wache hält, Wache, daß wir gute, hausbackene, demütige Deutsche bleiben, würdig unserer Vorväter; der Katholik hält Wache, daß das Volk wieder sein Vaterunser beten und erbitten lernt; der Katholik wird wachen, daß für Deutschland wieder ein Reich Karls des Großen erstehen wird;[25]) und ich schwöre es euch, protestantische Brüder, Hohenzollern wird einstens seine stolzen Erben in Rom krönen lassen, und dann werden wir keine Demokraten mehr haben; der hl. Vater in Rom ist der beste Arzt für alle Anarchisten und Demokraten.

Aber erst müssen die Jesuiten wieder da sein.[26]) Ein tausendfaches, von Afrika bis nach Spanien[27]) donnerndes Lebehoch den Jesuiten! Sie werden wiederkommen, und sie werden predigen, daß selbst Fürst Blücher und der große Friedrich seine Freude daran haben wird. Und was Gustav Adolf anbelangt: das war damals hauptsächlich Politik, weiter nichts;[28]) die Tochter Gustav Adolfs wurde ja katholisch und ging ins Kloster, starb höchst fromm. Und Gustav Adolf würde am allerwenigsten den demokratischen Geist geduldet haben; er war eben auch nicht richtig beraten. Luther selbst ist ja von seinen eigenen Anhängern

---

[17]) Der römische Katechismus (I, 10, 16) sagt: Wie diese eine Kirche [die katholische] nicht irren kann..., weil sie vom hl. Geist gelenkt wird, so müssen alle übrigen Gemeinschaften, die Kirchen zu nennen sich erkühnen, da sie vom Geist des Teufels geleitet werden, notwendigerweise... in den verderblichsten Irrtümern befangen sein.

[18]) In der bei den Römischen kirchlich approbirten lateinischen Bibel, der sog. Vulgata, lautet 1. Mos. 3, 15 allerdings so: ipsa conteret caput tuum, d. i. sie wird dir den Kopf zertreten; doch bieten einige alte Handschriften richtig ipse (er) statt ipsa (sie).

[19]) Der hl. Alphons Liguori († 1787), den Pius IX. unter die vornehmsten Lehrer der Kirche aufgenommen hat (1871), versichert, Gott erhöre der Maria Bitten, als wären es Befehle. Pius IX. hat dem „Kirchenlehrer" am 25. Juli 1873 in einer Allokution „dies galante Wort" nachgesprochen (Hase, Polemik, S. 322).

[20]) So wird Maria oft genannt. Da sie natürlich auch ein Gotteskind war — sollen wir's doch alle werden —, ist also Maria: Gottes Mutter, Gottes Tochter, Gottes Braut. So steht auch vor dem Portal der Chartreuse in Pavia (Hase, S. 315): Mariae Virgini, Matri, Filiae, Sponsae Dei, d. i. Maria, der Jungfrau, der Mutter, Tochter und Braut Gottes.

[21]) Die römischen Theologen scheiden zwischen Anbetung, die nur dem dreieinigen Gott gebührt, und Anrufung, wie man sie an die Heiligen richtet. In der Praxis läßt sich solche Scheidung natürlich nicht durchführen.

[22]) Pius IX. in einem Rundschreiben vom 2. Februar 1849: Sie ist erhöht durch die Größe ihrer Verdienste über alle Chöre der Engel zum Throne Gottes. — Petrus Damiani (vergl. Anm. 15): Hast du etwa, weil du so vergöttlicht bist (deificata), unserer Schwachheit vergessen? Keineswegs, o Herrin .... Dir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden (Opp. II, 223).

[23]) Stellvertreter Gottes (vicarius dei) nannte sich schon Papst Innocenz III. († 1216).

[24]) Also wohl auch abzusetzen? Daß die mittelalterlichen Päpste die obigen Forderungen, ja weitergehende, geltend gemacht haben, ist bekannt. Für die Gegenwart ist zu bedenken, daß Pius IX. unter den Irrtümern unserer Zeit auch die Ansicht genannt hat, „daß die römischen Bischöfe und die ökumenischen Konzile [je] die Grenzen ihrer Machtsphäre überschritten und die Rechte der weltlichen Fürsten sich angemaßt hätten" (Nr. 23, Friedberg, S. 901).

[25]) Daß in Karls des Großen Reich der Papst in weltlichen Dingen gar nichts zu sagen hatte, sondern selbst ein Unterthan des Kaisers war, und daß er auch die kirchliche Thätigkeit des Kaisers nicht etwa zu leiten, sondern nach Karls Ansicht (vergl. Epp. Carolin. 10, ed. Jaffé, p. 356) nur betend zu unterstützen hatte — das ist dem Briefschreiber nicht bekannt.

[26]) Daß auch Leo XIII. die Solidarität der Interessen des modernen Katholizismus und des Jesuitenordens anerkennen muß und anerkennt, hat sein Lobebrief für die Jesuiten vom 13. Juli v. J. gezeigt.

[27]) Ob hier ein Schreibfehler vorliegt, oder ob sich hier wieder (vergl. Anm. 16) die geographische Unkenntnis des Briefschreibers zeigt, wage ich nicht zu entscheiden.

[28]) Vergl. § 46 der Geschichtslügen (s. oben Anm. 7), S. 494 ff.

vergiftet worden, weil es ihn gereute und er zur Kirche zurückkehren wollte — das ist Urkunde![29])

Schließlich hebe ich noch hervor, daß die Päpste allerdings auch Befugnis und Macht haben, Glaubensdogmen der Welt vorzuschreiben und zu verfertigen, denn *im Papst regiert Gott, und der Papst ist dazu bestimmt, die Welt zu regieren, das sieht jeder ein.*

Nein, Protestanten, zurück! so geht's nicht weiter, mit euerer selbstbewußten Weltweisheit ist es nichts, das System der Lutherschen ist kraftlos und ist abgethan. Zur Regierung der Welt gehören weisere Ratschläge als die von der Freiheit, vor allen Dingen *unbedingter Gehorsam. Und den sollen die Jesuiten wieder predigen,* und wenn der hl. Vater sieht, daß mit Güte die zur Bestie gewordene Menschheit nicht mehr zu zähmen ist, *dann wird er seinen Freunden, den Königen und Reichskanzlern, wohl auch noch raten, den Spruch zu beherzigen: Wenn du dein Kind — hier also Volk — lieb hast, so züchtige es.*[30]) Vereinigt beides, und nach solcher Erziehung beschaut die Resultate und fragt, wem es zu danken sei. Ja die Wiedergeburt Deutschlands wird nur der katholischen Kirche zu danken sein. Jetzt haben wir Entsittlichung und Verjudung und leider Verwilderung und Demokratie — aber Protestanten, wenn ihr euch selbst auch in euerem Interesse durch euere Erörterungen, daß die katholische Kirche, resp. die Jesuiten, die Sekte Luthers beseitigen wolle, im Lichte steht: es geschieht doch zu euerem eignen Besten! und weil Gott die Welt gehört und weil Gott nur eine freie, heilige, katholische Kirche zu herrschen bestimmt hat, müssen wir glauben, daß dieses allein richtig und gut ist, und alles andre daneben hat einfach keinen Zweck, dient nur zum Schaden, und darum arbeiten wir mit Feuereifer an der Entkräftung des Protestantismus.[31]) Darum stellen wir uns ganz besonders unter den Schutz der gebenedeiten Himmelskönigin, der Gott die Macht gegeben hat, uns den Sieg zu verleihen, und wir jubeln und wir danken, daß sie sich als Königin und Herrscherin zeigt, und wir stehen fest „alle Mann zu Fuß" am Felsen zu Rom, der niemals wankt, und auf diesem Felsen befestigen wir die deutsche Fahne, und wir singen ein Tedeum, daß der Held, der Fürst von Bismarck, erkannt hat, was seinem geliebten Kaiser und Herrn zum Frieden dient und seinem Volke gut ist.

Daß der hochverehrte Gustav-Adolf-Verein dieses ebenfalls erkennen möge und sich nicht der Demut schämen möge, sich für überwunden zu erklären und Ritter am Felsen Christi zu werden, wünschen herzlich alle katholischen Herzen. Demut macht groß! Hiemit entbieten ihren Gruß die Katholiken dem Gustav-Adolf-Verein!

Als Nachwort nur eine Bemerkung. Haben die Leser wohl beachtet, was dem Briefschreiber am Christentum besonders wichtig ist neben hausbackener Rechtschaffenheit? Nicht das Evangelium von Christo. Weshalb Christus auf Erden kommen mußte, das gesteht der Verfasser noch nicht zu wissen; im Mittelpunkt seiner Gedanken stehen — Maria und der Papst. Ich sah einst ein kleines Bildchen — und kann es noch nachweisen —, das, im südlichen Frankreich, wenn ich nicht irre, entstanden, die Matth. 8, 24 geschilderte Szene darstellt: Christus schlafend im Schiff, die Jünger in größter Aufregung — aber mitten im Schiff wachend auf einem Sessel sitzend Pius IX., sein Angesicht verklärt durch den Schein, der von dem Stern der Jungfrau vom Himmel auf ihn herabfällt; darunter französisch der Spruch: Ich schlafe, aber mein Herz wacht (Hoheslied 5, 2). L

Goethe gegen Lessing

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Dieses Lessingwort hat in der ersten Nummer des Blattes eine Besprechung gefunden, deren sich die Leser noch erinnern werden. Das dort Gesagte in Ehren; doch bietet das Wort noch eine andere Seite, die des Nachdenkens wert ist.

Goethe läßt im Prolog zum Faust seinen Dichter die Sehnsucht nach jenen Zeiten aussprechen, da er noch selbst „im Werden war." Die wunderbaren Verse, in denen die Jugend geschildert wird, haben ihren Höhepunkt in den Worten:

Ich hatte nichts, und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.

„Der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug" — das ist doch wohl der Lessingsche „immer rege Trieb nach Wahrheit mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren." Gewiß, er ists; aber Goethe hat tiefer gegraben als Lessing, weil er das menschliche Herz besser kannte als jener. Die Stimmung, in welcher man so empfindet, wie Lessing empfunden hat, ist von Goethe als die Stimmung der *Jugend* bezeichnet. Aus dem Lessingschen „Zusatz des Irrtums" ist „die Lust am Trug" geworden, und der Besitz, den man in diesem Sturm und Drang wirklich hat, ist — nach Goethe — nüchtern und verständig angesehen, gleich nichts: man meinte zu haben, und es fehlte alles; es war so schön, und doch war nichts da.

Goethe gegen Lessing: in der That, schärfer konnte die Kritik nicht ausfallen, obgleich Goethe schwerlich an das Lessingsche Wort gedacht hat; aber wenn er ja einmal es zu kritisiren gehabt hätte — nicht als den Sehnsuchtslaut des Mannes, der wieder jung sein will, sondern als das Bekenntnis des gereiften Forschers — er hätte es wohl nicht milder beurteilt als sein eigenes verwegenes Wort: „Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an." Goethe hätte seinen „Faust" nicht zu schreiben gebraucht, wenn die Lessingsche Entscheidung für den immer regen Trieb nach Wahrheit mit dem Zusatz ewigen Irrens ihm als die richtige erschienen wäre. *Diese Stimmung hatte Faust hinter sich.* Er hat als strebender Jüngling den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug auch gekannt und durchlebt; jetzt gilt es ihm um den Besitz der Wahrheit ohne Trug. Die Lust am Trug ist ihm zum Ekel geworden und der Mangel der Wahrheit zum Schmerz —

Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.

---

[29]) Mit dieser Urkundlichkeit ist es so schlecht bestellt, daß ich nicht einmal anzugeben weiß, ob der Briefschreiber wirklich obige Nachricht irgendwo gelesen hat, oder nur von seinem Gedächtnis betrogen ist. Daß Luther nach einem letzten Abend, da er mit seinen Hausgenossen „heimlich guter Dinge gewesen", nachts plötzlich gestorben sei, — oder: wohl bezechet zu Bett gegangen und nachts erstickt sei, — oder: einen Strick genommen und sich selbst erhenket habe, — das kann man in der polemischen Literatur der Römischen finden; von der obigen Schmähung finde ich auch in Müllers Defensio Lutheri, „darinnen ... erwiesen wird, daß Lutherus kein Teufelssohn, kein Sodomit, kein Nonnenschänder, kein Zigeuner, Gotteslästerer noch Aufrührer 2c. gewesen, und sich nicht erhenket habe 2c. 1659", keine Spur. — Die obigen Angaben müßte auch Janssen Lügen strafen, denn er hält (III^7 S. 545, Anm. 1) einen unglaubwürdigen Bericht für glaublich, demzufolge Luther noch in seiner Todesnacht jenen Vers: Pestis eram vivus (vergl. Nr. 1 d. Ztg., S. 3 Anm.) mit Kreide an die Wand geschrieben haben soll. — Eine Schmähschrift über Luthers Tod ging noch bei seinen Lebzeiten aus. Er hat sie selbst noch 1545 nachdrucken lassen und mit einem Nachwort versehen (Erlanger Ausg. 32, 425 ff.), worin er versichert: Es thut mir sanft auf der rechten Kniescheiben und an der linken Fersen, daß mir der Teufel und seine Schuppen, der Papst und die Papisten, so herzlich feind sind." — Die wahre Geschichte von Luthers Tod, würdig seines Glaubens und Lebens, ist auf Grund der Berichte von Augenzeugen völlig sicher festzustellen für jeden, der die Wahrheit mehr liebt als die Verleumdung. — Auch Janssen hat — zu seiner Ehre sei's gesagt — seine mit Recht angegriffene Darstellung von Luthers Ende in den neueren Auflagen berichtigt.

[30]) Der Syllabus verwirft als irrig die Meinung, daß die Kirche nicht das Recht habe, Gewalt zu gebrauchen, noch irgend welche direkte oder indirekte weltliche Macht besitze (Nr. 24, *Friedberg*, S. 901).

[31]) Mit welchen Mitteln, davon nur ein Beispiel. Im neuesten 37. Jahresberichte der Evangelischen Erziehungsanstalt zu Höxter für die evangelischen Kinder der zerstreuten Evangelischen im kgl. preußischen Regierungsbezirk Minden steht zu lesen: „L. L. ist, nachdem sie fünf Jahre lang die Anordnungen von Vormund, Gericht und Polizei erfolglos zu machen gewußt hatte, endlich auf Verfügung königl. Regierung uns zugeführt; *wir durften sie aber wegen der Nachstellungen, welchen sie ausgesetzt sein würde, in unserem Hause nicht lassen...* [NB. der ev. Anstalt gegenüber steht eine entsprechende römisch-katholische!].... Einen Knaben, *dessen Bruder uns früher mit List abgelockt war,* konnten wir nur dadurch vor den weit hergekommenen römischen Sendlingen bewahren, daß wir ihn zwischen dem Morgen- und Nachmittagsgottesdienst *in der verschlossenen Kirche bewachen ließen.*"

„Die Lust am Trug“ — so redet Goethe; aber Lessing spricht wie wenn es sich um einen fatalen Zusatz handelt, um eine drückende Klausel, die man eben in den Kauf nehmen muß. Wer von beiden hat Recht? Ich glaube, die Entscheidung ist nicht schwer. Wer im Drange nach Wahrheit zufrieden ist, wenn er nur etwas findet, rastlos von Tag zu Tag, der freut sich an diesem etwas, auch wenn er morgen einsieht, daß es nichts war, was er gestern gefunden; denn der nächste Tag bringt wieder ein etwas. Er kräuselt am Gewölke; aber der volle Mond dahinter hat gute Ruh. Die Wahrheiten, auf die er jenen einzigen, immer regen Trieb richtet, sind gar nicht die Wahrheit, und darum irrt er sich immer und ewig, auch wo er sich nicht irrt; denn seine Lust und sein Streben gilt jenen Wahrheiten, von denen Augustin gesagt hat, daß man sich im Irrtum befindet, wenn man nichts anderes besitzt als sie. Gewiß — es ist Lust am Trug, nicht nur Zusatz des Irrtums; man darf nur die Lust am Trug nicht in dem gemeinen Sinne nehmen, sondern als die Freude an den Hülsen statt am Kern, an Worten statt an Sachen. Und war Lessing ganz frei von dieser Freude? war in ihm das Streben nach der höchsten Erkenntnis ebenso lebendig, wie der immer rege Trieb, sich über tausend Einzelfragen zu belehren?

Nur die Wahrheit vermag frei zu machen und über die Welt zu erheben. Wer sie sucht mit dem Verzicht, sie zu finden, sucht sie so wenig, wie der wirklich liebt, dem es gleichgiltig ist, geliebt zu werden. Das Lessingsche Wort hat dort sein Recht, wo es sich um das niedere Gebiet von Erkenntnissen handelt — es ist in der That genußreicher, diese Dinge kennen zu lernen, als sie zu kennen; aber es hat gar kein Recht, wo es sich um den Schatz handelt, ohne welchen unser Leben leer bleibt. Der unbestimmte Drang der Jugend nach Wahrheiten wird leicht befriedigt durch den Erfolg des Tages. Wohl war sie schön jene Zeit — aber je heftiger der Sturm und Drang gewesen, um so sicherer ist es, daß der ernste und herbe Wahrheitssinn sich einstellen wird. „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.“ ⊙

Ein soziales Programm

Dank dem entschlossenen Eingreifen der deutschen Reichsregierung sind die ersten Schritte gethan, um die Arbeiterfrage aus den nebelhaft phantastischen Regionen der Projektemacherei und Weltverbesserungspläne in das ruhigere Fahrwasser praktisch nüchterner Reformen hinüberzulenken. Jene kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, welche das soziale Programm der deutschen Regierung proklamirte, wird für immer einen denkwürdigen Markstein in unserer Kulturentwicklung bilden. Seitdem ist das Reichsgesetz vom 15. Juni 1883 über die Krankenversicherung der Arbeiter ins Leben getreten. Durch die Novelle vom 28. Mai 1885 wurde sie ausgedehnt auf die großen Transportgewerbe und durch Gesetz vom 5. Mai 1886 sind die näheren Bestimmungen über die Einbeziehung der größten Arbeiterkategorien, der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter, in die Krankenversicherung getroffen worden. In großartiger Weise ist das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 ergänzt und erweitert worden durch das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884, welches für alle Unfälle (auch die durch Unvorsichtigkeit des Arbeiters verschuldeten) auf Kosten des Arbeitgebers dem Arbeiter eine Entschädigung sichert.

Soweit sind wir, und das deutsche Reich hat damit zum leuchtenden Vorbild für alle andern Staaten und Völker durch Thaten bewiesen, daß es vom reinsten, besten Willen beseelt ist, die Arbeiterfrage, soweit menschenmöglich, durch praktische und gerechte Reformen zu lösen. Es ist nicht zu leugnen, daß hierdurch schon jetzt die soziale Frage von ihrer sphinxartigen, düster bedrohlichen Gestalt manches verloren hat. Würden nicht von auswärts, von den satanischen Laboratorien des revolutionären Anarchismus, immer neue Revolutionszünder nach Deutschland hereingeworfen, so wäre mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß wir in absehbarer Zeit unsere Arbeiter durch humane Gesetze mit unseren bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen ausgesöhnt haben würden.

Zu verhüten ist nun aber eines. Gerade jetzt, da unsere staatlichen Reformen zur Arbeitergesetzgebung in Fluß kommen, darf sich die öffentliche Meinung nicht zu frühzeitig von der Arbeiterfrage abkehren mit dem echt spießbürgerlichen Troste: Jetzt hat es ja mit der Arbeiterfrage keine Not mehr. Die Regierung wird nun schon alles mit ihren Gesetzesvorlagen besorgen. Kehren wir also beruhigt vom sozialen Brandplatz zu unseren sonstigen Arbeiten und Vergnügungen zurück! — Diese frühzeitige falsche Beruhigung könnte sehr verhängnisvoll werden. Denn erstens ist ein überaus wichtiger, der schwierigste Teil der deutschen Arbeitergesetzgebung noch im Rückstand: die Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter. Sodann ist es mit den Regierungsmaßregeln allein noch lange nicht gethan. Um die Arbeiterfrage ihrer wirklichen endlichen Lösung entgegen zu führen, haben Staat und Gemeinden, bürgerliche Gesellschaft und Private, Arbeitgeber und Arbeiter zusammen zu arbeiten. Nachdem wir seit der französischen Revolution ein Jahrhundert der sozialen Rechte gehabt haben, wird das Motto der Zukunft sein müssen: Erweiterung der sozialen Pflichten — für alle Stände.

Es kann nun weder die Aufgabe der Kirche noch christlicher Kreise als solcher sein, im Namen des Christentums ein bestimmtes soziales Programm aufzustellen. Weltliche Dinge wollen weltlich gerichtet sein. Wohl aber hat die Kirche und ein jeder Christ alle Ursache, der sozialen Bewegung unserer Tage volle Aufmerksamkeit zu schenken und sie nach Vermögen mit christlichem Geiste zu erfüllen.

Wir eröffnen darum die Besprechung sozialer Themen in unserm Blatte damit, daß wir einer Schrift Erwähnung thun, welche zwar zuweilen unsern Widerspruch herausfordert, aber doch zu den erfreulichen Erscheinungen gehört, welche das vergangene Jahr auf diesem Gebiete gebracht hat: Die Arbeiterfrage, ein soziales Programm von Wilhelm Oechelhäuser (Berlin, Springer, 1886).

Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete, ein erfahrener und arbeiterfreundlicher Großindustrieller, hat sehr Recht, wenn er sagt: „Mit bloßen Redensarten löst man soziale Aufgaben nicht, ebensowenig mit der absoluten Freiwilligkeit oder dem Abwarten auf unbestimmte Zeit.“ Er möchte auch nicht für den Papierkorb der Kulturgeschichte arbeiten, wie die sozialistischen Projektemacher, oder mit großartigen neuen Reformvorschlägen kommen, die zu ihrer Verwirklichung eine andere Sorte von Idealmenschen zur Voraussetzung haben, als die schwachen, unvollkommenen Geschöpfe dieser Welt.

Die wichtige Frage, zu deren Lösung er einen praktischen Vorschlag macht, ist die noch im Stadium der Vorbereitung befindliche Alters- und Invalidenversorgung. Daß man diesen weiteren Schritt der sozialen Gesetzgebung nicht überhasten darf, folgt schon daraus, daß man den beiden ersten Gesetzen, Kranken- und Unfallversicherung, etwas Zeit lassen mußte, sich einzuleben und zu bewähren. Wenn die Sozialisten aus der Verbesserungsbedürftigkeit dieser Gesetze im einzelnen die Berechtigung ableiten, sie im ganzen als ein verfehltes Machwerk hinzustellen, so entspricht das nur ihrer sonstigen Praxis, welche unzufriedene Leute braucht. Vorsicht in der Anfassung der Altersversorgung ist auch aus dem Grunde geboten, weil die zwei ersten Gesetze schon Arbeitgeber und Arbeiter ziemlich mit Beiträgen belastet haben und verhütet werden muß, daß unsre Industrie durch zu weitgehende Belastungen an Konkurrenzfähigkeit einbüße. Da man nun über die mutmaßlichen Kosten einer Altersversorgung der Arbeiter noch so wenig sichere Anhaltspunkte hat und es von unberechenbarer Tragweite wäre, wenn man jeden Arbeiter ohne weiteres zum Staatspensionär machen wollte, so schlägt Oechelhäuser ein für etwa sechs Jahre berechnetes Uebergangsgesetz vor, welches zunächst den Arbeitern und Arbeitgebern ganz minimale Beiträge auflegen würde, den ersteren $^1/_2$ Prozent, den letzteren 1 Prozent des Arbeitslohnes. Das würde für den Arbeiter durchschnittlich $2^1/_2$ Mark pro Jahr betragen und bei 500 Mark Durchschnittslohn und 11 Millionen erwerbsthätiger Gehilfen und Arbeiter jährlich zusammen 83 Millionen ergeben.

Mit dieser Summe könnte man einen vorläufigen Versuch der Altersversorgung machen, um für die definitive Regelung derselben Erfahrungen zu gewinnen. Aus den Invalidenkassen würden die durch Krankheit und Alter erwerbsunfähig gewordenen Arbeitsinvaliden Renten oder zeitliche Unterstützungen erhalten, soweit sie hilfsbedürftig wären (die besser gestellten Arbeiter also vorerst nicht). Ferner sollen die Unterstützungen nur soweit gereicht werden, als Mittel disponibel sind, so daß also weitere Ansprüche nicht durch ein über die vorläufig festgesetzten Leistungen von 1 und ½ Prozent des Arbeitslohnes hinausgehendes Umlageverfahren befriedigt würden, sondern einfach beruhen müßten, bis wieder Mittel disponibel würden.

Oechelhäusers Vorschlag hat manche Einwendungen erfahren. Es ist nicht unsere Sache, dieselben zu vertreten oder zu widerlegen. Nur zwei Bemerkungen. Den Charakter einer bloßen Armenunterstützung der Arbeiter hätte die vorgeschlagene Invalidenkasse auch in der angenommenen Uebergangszeit dann nicht, wenn die Standesvertretung durch Arbeitgeber und Arbeiter in der Kassenverwaltung eine genügende ist. Und den Charakter der willkürlichen Auslese der zu Unterstützenden könnte man gleichfalls abwehren durch scharf präzise und detaillirte Umschreibung der Merkmale der Hilfsbedürftigkeit.

Nachdem Oechelhäuser seine Vorschläge gemacht, sagt er viel Beachtenswertes über die wichtigsten Aufgaben, welche behufs Lösung der Arbeiterfrage Staat und Gemeinden, Privaten und bürgerlicher Gesellschaft, Arbeitgebern und Arbeitern zufallen. Er will auf dem Gebiete des Erziehungswesens, daß die Leistungen der Elementarschulen noch gesteigert, durch Handfertigkeitsunterricht und sich anschließende Fortbildungs- und Fachschulen erweitert werden. Die Kinderarbeit in den Fabriken aber, welche mit sechs Stunden Arbeitszeit und mindestens drei Stunden Schulzeit die Kinder unnatürlich belastet und den pädagogischen Einfluß der Schule so gut wie ganz lahm legt, will er dafür, wie in der Schweiz, ganz beseitigt wissen. (In Sachsen betragen die Kinder 3,20 Prozent aller Arbeiter.) Postsparkassen, als bequemste Spargelegenheit, müssen seines Erachtens trotz der erstmaligen Abweisung im Reichstage umsomehr eingeführt werden, als dem Vorgange Englands im Jahr 1861 Italien, Belgien, Holland, Frankreich, Oesterreich, Schweden mit dem segensreichsten Erfolg nachgefolgt sind. Er hätte den Gründen, welche er für die Wichtigkeit der Postsparkassen anführt, noch den weiteren beifügen können: nirgends ist die Zahl der Wirtschaften, der Gelegenheiten zum Geldverbrauch, so groß wie in Deutschland, somit haben wir allen Grund, die Gelegenheiten zum Sparen möglichst zu vermehren. Gegen Leihhaus- und Wuchergefahren empfiehlt Oechelhäuser öffentliche Darlehenskassen, welche auf die ökonomischen Verhältnisse des armen Mannes, speziell des Arbeiters, Rücksicht nehmen. Aus den überspannten Ansprüchen der Sozialdemokraten auf eine möglichst umfassende Arbeitervertretung schält Oechelhäuser den berechtigten Kern, Gewerbegerichte und Arbeitskammern, welche staatlicherseits über Arbeiterverhältnisse gehört werden müßten, heraus. Leider können wir nicht auf das näher eingehen, was er über Arbeiterschutz und Steuergesetzgebung, insbesondere über Branntweinsteuer und Bekämpfung der Trunksucht, zu sagen hat. Uns interessirt vor allem noch, was er der Kirche in seinem Programm für eine Stellung anweist.

Während die katholische Kirche die soziale Frage dadurch am besten gelöst glaubt, wenn alle sozialen Verhältnisse möglichst unter klerikale Bevormundung gestellt werden (katholische Arbeitervereine, katholische Kreditanstalten, katholische kaufmännische Vereine, Gesellenvereine u. s. w.), geht eine entgegengesetzte, nicht bloß bei den Sozialdemokraten vertretene Strömung vielmehr dahin, der Kirche allen und jeden Beruf und Fähigkeit abzusprechen, an den sozialen Aufgaben der Gegenwart mitzuarbeiten. E. v. Hartmann z. B., der Philosoph des Unbewußten, ist der Meinung, nachdem Staat und Gemeinde durch die neue Armengesetzgebung und Arbeiterfürsorge die Lösung dieser Fragen selbständig und ausschließlich in die Hand genommen haben, werde die Kirche auch auf dem praktisch-sozialen Gebiete überflüssig werden, wie sie es nach seiner Meinung auf theoretischem Gebiete durch Philosophie, Kunst und Wissenschaft geworden ist. Zwischen diesen beiden Extremen, der katholischen Bevormundung aller sozialen Verhältnisse durch die Kirche einerseits und der Wertloserklärung der Kirche für die sozialen Aufgaben der Gegenwart seitens der Sozialdemokraten und religiös Negativen andrerseits steht die protestantische Anschauung mitten inne. Nach Oechelhäusers Meinung, die auch die unsrige ist, hat die Kirche eine zwiefache Aufgabe. Einmal ist sie berufen, an den freiwilligen Organisationen der Menschenliebe, für welche neben der gesetzlichen Fürsorge noch ein weiter Spielraum bleibt, in erster Linie teilzunehmen. Zweitens aber hat sie im Verein mit der Schule die grundlegende Aufgabe, diejenige Gesinnung der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit zu erzeugen, zu erhalten und zu mehren, ohne welche die besten Gesetze und staatliche Organisationen in der Luft stehen und wertlos sind.

Da wir uns in dieser Grundanschauung mit Oechelhäuser eins wissen, so wollen wir über Einzelheiten nicht mit ihm rechten. Wir wollen es ihm auch verzeihen, daß er, wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, den landläufigen Horror vor dem „Pietismus“ hat, welchen alle diejenigen zu haben pflegen, welche dem Pietismus ferner stehen und deshalb über den bekannten Schattenseiten die großen Leistungen des Pietismus, gerade auch auf dem sozialen Gebiete, übersehen. Th B

Lesefrüchte aus Augustin

1

„Ein Mensch, der sich auf Glaube, Hoffnung und Liebe stützt und dieselben unerschütterlich festhält, braucht die heilige Schrift nur zur Belehrung anderer. Und so leben viele durch diese drei Stücke auch in der Wüste ohne die heilige Schrift. An ihnen hat sich daher, wie ich glaube, das Wort schon erfüllt: Seien es »Weissagungen, sie werden verschwinden, seien es Sprachen, sie werden aufhören, sei es Wissenschaft, sie wird abgethan werden«. Sie sind aber durch diese Hilfsmittel mit einem solchen Maß des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe ausgerüstet, daß sie im Besitz von etwas Vollendetem das Stückweise nicht mehr suchen — ein Vollendetes freilich nur, wie es in diesem Leben sein kann; denn es ist im Vergleich mit dem zukünftigen Leben das jetzige Leben keines Gerechten und Heiligen vollendet. »Daher bleiben,« sagt der Apostel, »Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen,« weil die Liebe in gesteigertem und gesichertem Grade auch dann bleiben wird, wenn man in die Ewigkeit gelangt ist und die beiden andern aufhören.“

So hat Augustin in seiner Schrift „von der christlichen Wissenschaft“ (1. Buch, Kap. 39) geschrieben, und diese Worte verdienen ein Andenken. Sie stehen in dem Zusammenhange einer großartigen Ausführung. Augustin unterscheidet in der heiligen Schrift Sachen und Zeichen. Sachen sind ihm nur, was Glaube, Hoffnung und Liebe erweckt und nährt, alles übrige sind ihm Zeichen, d. h. Formen. Die Bibel ist zu keinem andern Zwecke gegeben, denn als Mittel, um den christlichen Charakter zu erwerben. „Wer die heilige Schrift, oder einen beliebigen Teil derselben verstanden zu haben glaubt und doch durch das Verständnis nicht die Doppelliebe Gottes und des Nächsten erbaut, der hat sie nicht verstanden.“ Nicht eine Welt von verschleierten Geheimnissen anzudeuten, ist das letzte Ziel der heiligen Schrift, sondern die Menschen mit Glaube, Hoffnung und Liebe zu erfüllen. Wohl lehrte auch Augustin von solchen Geheimnissen in der heiligen Schrift, suchte und fand sie auf jedem Blatt der Bibel. Aber das Entscheidende ist, daß er solches Suchen und Finden als das Suchen und Finden von Stückwerken bezeichnet hat. Vollendetes ist auf diesem Wege nicht zu erreichen; das Vollendete liegt in dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe. So überzeugt ist er von dieser Einsicht, daß er den kühnen Satz nicht scheut, wer jene drei Stücke besitze, bedürfe für seine Person der heiligen Schrift nicht mehr.

Ein kühner Satz, zugleich ein Protest wider jenen Biblicismus, der das Schlagwort ausgiebt, man muß an die Bibel glauben, und damit alles gesagt zu haben meint. Nein, wer

nicht angeben kann, was die „Sachen“ in der Bibel sind, dabei aber glaubt recht fromm zu sein, wenn er nur die Bibel Seite für Seite ausschöpft, der jagt im günstigsten Fall Stückwerken nach und kann die Vollendung nicht erreichen, die Vollendung — wie Augustin tiefblickend hinzufügt — „freilich nur, wie es in diesem Leben sein kann.“

Wer erinnert sich hier nicht an Luthers Betrachtung der Bibel nach dem Maßstabe: „Was Christum treibet.“ In der That, Augustins Gedanke, daß Glaube, Liebe und Hoffnung die einzigen Sachen in der Schrift seien, hat große Aehnlichkeit mit Luthers Gedanken, daß die heiligen Schriften nach Maßgabe dessen, was Christum treibt, von dem Christen zu verstehen und zu werten seien. Und doch waltet hier ein Unterschied ob. Luther hätte den Satz nicht ausgesprochen: „Ein Mensch, der sich auf Glaube, Hoffnung und Liebe stützt und dieselben unerschütterlich festhält, braucht die heilige Schrift nur zur Belehrung anderer.“ Warum nicht? Weil Luther es wußte, daß jene drei Stücke dem Christen nur fest bleiben, wenn er täglich aufs neue seinen Blick auf Christus richtet, und weil er diesen Christus — den wirklichen, nicht den gemalten — nur in der heiligen Schrift fand. Augustin aber glaubte eine Höhe der Erfüllung mit Glaube, Hoffnung und Liebe zu kennen, auf welcher Christus zurücktrat: er war der Weg, der bis zu dieser Höhe geleitet hatte, aber über die Anschauung Gottes in Christo hinaus liegt die Anschauung Gottes selber und seines überschwänglichen Wesens. Und wo findet sich dieselbe? Augustin hat es in unserer Stelle angedeutet: bei den Mönchen. Sie sind die mit Glaube, Hoffnung und Liebe Erfüllten, vollendet, soweit es in diesem Leben sein kann. Merkwürdig — in der Wüste und mit der Liebe erfüllt! Worin äußern sie denn diese Liebe? Augustin muß doch wohl unter Liebe etwas anderes verstehen als wir evangelische Christen.

Und so ist's in der That: Augustin war Katholik, und die katholische Schranke seines Christentums tritt auch an unserer Stelle hervor. Das soll uns aber nicht abhalten, die Wahrheit seines Gedankens anzuerkennen. Man muß lange bei den Vätern der alten Kirche und den mittelalterlichen Theologen suchen, bis man einem ähnlichen Satze begegnet. Und wie viele Evangelische giebt es, welche wissen, was sie in der Bibel zu suchen haben? — nicht Wunder und Zeichen, nicht tausend Geheimnisse, keine Philosophie und Weltweisheit, sondern was Glaube, Hoffnung und Liebe mehrt. Hier liegt das Vollendete, alles übrige ist Stückwerk. ⊙

Verschiedenes

(Kursus für innere Mission in Berlin.) Nachdem im Laufe des vorigen Jahres bereits das Rauhe Haus, sowie das hannöversche und sächsische Konsistorium den Versuch gemacht hatten, junge Theologen praktisch und theoretisch in Arbeiten und Bestrebungen auf dem Gebiete der inneren Mission einzuführen, hat auch der preußische Oberkirchenrat im November v. J. zwanzig Geistliche zu demselben Zwecke nach Berlin einberufen. Während die früheren Versuche sich auf Kandidaten erstreckten, hat der preußische Oberkirchenrat zu dem von ihm veranstalteten Kursus nur bereits einige Zeit im Amt befindliche Geistliche einberufen, in der fraglos richtigen Erwägung, daß durch eine schon vorhandene Erfahrung im geistlichen Amt, wenn auch dieselbe noch keine gereifte ist, die beabsichtigte Information fruchtbarer werden würde. Der Berliner Kursus dauerte vierzehn Tage. Die Vormittagsstunden wurden zu Vorträgen über die verschiedenen Zweige der inneren Mission benutzt. Für jeden Vortrag war ein Referent gewählt, welcher auf dem betreffenden Gebiete praktisch thätig gewesen war. So sprach z. B. Hofprediger Stöcker über die Berliner Stadtmission, der Anstaltsgeistliche von Bethanien, Prediger Nehmiz, über weibliche Diakonie am Krankenbett, der Leiter des Johannisstiftes, Prediger Kirstein, über Kinderanstalten, Rettungs- und Brüderhäuser, der Anstaltsgeistliche des Oberlinhauses zu Nowawes, Prediger Hoppe, über Kleinkinderschulen u. s. w. Oberkonsistorialrat Weiß hatte den einleitenden Vortrag über Wesen, Geschichte und Organisation der inneren Mission übernommen. Die Nachmittage waren der Besichtigung einer ganzen Reihe von Anstalten gewidmet. Es wurden u. a. besucht: verschiedene Herbergen zur Heimat, das große Rettungshaus am Urban, das Stadtmissionshaus, Marthashof, die Diakonissen-Anstalt Bethanien, das Johannisstift, die Gefängnisanstalten in Moabit und Plötzensee, die Arbeiterkolonie, das Siechenhaus Bethesda u. s. w. Am Abend war es den Teilnehmern am Kursus noch vergönnt, mit den Referenten und Führern durch die Anstalten in behaglicher Weise über das Gehörte und Gesehene ihre Gedanken auszutauschen. Man hatte des Guten vielleicht etwas zu viel geboten, so daß für den Fall einer nochmaligen Veranstaltung einer derartigen Information einige Beschränkung angezeigt sein dürfte. Lassen auch die Einrichtungen der Großstädte auf diesem Gebiete sich nicht ohne weiteres kopiren, so war doch in jedem Fall die Anregung eine reiche: hoffen wir, daß sie auch eine erfolgreiche sei.

(Neue Kirchgemeinden in Berlin.) Der Redaktion wurde ein Ausschnitt aus der N. A. Z. zugesandt, in welchem eine Stimme aus dem Publikum sich für Stiftung eines Monumentalgemäldes in Berlin zur Feier des neunzigsten Geburtstages unsers Kaisers verwandte, mit der kurzen Randbemerkung: „Man sollte lieber mal in Berlin die nötigen Kirchen bauen!“ In der That ist es für unzählige evangelische Christen im Reich ein Rätsel, warum Berlin keine Kirchen baut. Und wenn's einmal eine baut und eine neue Gemeinde bildet, so geht das, wie es scheint, nur durch bergehohe Schwierigkeiten hindurch. Woran liegt es eigentlich? Vielleicht löst uns einmal einer unserer Berliner Freunde das Rätsel. Recht unterrichtet ist eine Zuschrift des Kammergerichtsrats Schröder an die Nat.-Z. vom 28. Nov., die wir darum mitteilen. „Die vom Magistrat an die Stadtverordneten-Versammlung gelangte Vorlage, welche die Bewilligung von 200 000 Mk. zu Zwecken der Teilung der Thomasparochie und Ausscheidung einer neuen patronatsfreien Parochie aus derselben fordert, hat in der Stadtverordneten-Versammlung eine so mißverständliche Auffassung gefunden und ist in der Presse und in Verhandlungen der Bezirksvereine seitens hervorragender Personen von so irrtümlichen Voraussetzungen aus behandelt worden, daß zur Verhütung einer Entscheidung, welche gleichermaßen für die kirchliche Entwickelung in Berlin wie für die Stellung der städtischen Vertretung dazu verhängnisvoll werden müßte, eine Klarstellung des Sach- und Rechtsverhalts geboten erscheint. Die Vorlage des Magistrats beruht auf einer Verständigung mit der kirchenverfassungsmäßigen Vertretung der zur Landeskirche gehörenden evangelischen Bevölkerung Berlins, wie solche in der Berliner Stadtsynode gegeben ist. Zur Zeit steht der Möglichkeit der Selbsthilfe der bestehende Rechtszustand in Berlin entgegen. Fast alle Berliner Kirchengemeinden stehen zufolge der historischen Entwickelung unter staatlichem (landesherrlichem) oder städtischem (magistratualem) Patronat. Es ist nun zunächst mit dem Magistrat der Stadt — unter Genehmigung der Kirchenbehörden — eine Verständigung betreffs derjenigen unter städtischem Patronat stehenden Berliner Kirchengemeinden erfolgt, in welchen durch das Anwachsen von Massengemeinden Zustände erwachsen sind, welche weder vom Standpunkte der kirchlichen Interessen, noch von demjenigen eines auch nur seiner Rechtspflichten bewußten Patronats fortbestehen dürfen. Solche Gemeinden sind vornehmlich die Thomas- und die Markusgemeinde, die auf 120- bis 140 000 Seelen angewachsen sind, wo also von einem parochialen Zusammenhange ernsthaft gar nicht mehr gesprochen werden kann. Diese Parochien sollen geteilt und es sollen aus ihnen neue selbständige Parochien ausgeschieden werden, betreffs welcher der Magistrat auf sein Patronat verzichten will und deren kirchliche Versorgung und finanzielle Unterhaltung dagegen diese Gemeinden selbst mit Unterstützung der Stadtsynode übernehmen wollen, nachdem sie in den Besitz von Kirchengebäuden gekommen sein werden, für deren Herstellung einmal die städtische Patronatsbehörde und sodann die in der Stadtsynode vertretene Gesamtheit der evangelischen Gemeinden Berlins sich zu verpflichten bereit erklärt haben. Die Verpflichtung des Magistrats und der politischen Gemeinde Berlins stellt sich dabei unter dem Gesichtspunkte der Ablösung der bestehenden Patronatspflichten, namentlich der Kirchenbaulast dar, die von der Stadtsynode dargebotene ist eine ganz freiwillig und ohne jede Rechtspflicht für die neuen Gemeinden übernommene Leistung christlicher Bruderliebe, denn nicht die Gesamtheit der Berliner Kirchengemeinden hat eine Ausstattungspflicht gegenüber den zu bildenden neuen Gemeinden, sondern die Pflicht zur Unterhaltung derselben liegt ausschließlich den Gliedern der zu teilenden Parochien und deren Patronaten ob. Unter diesem Gesichtspunkte sind, nachdem von der Stadtsynode 200 000 Mark für den Bau einer für die aus der Thomasparochie auszuscheidende neue patronatsfreie Gemeinde herzustellenden Kirche zugesagt sind, von der Stadtverordneten-Versammlung ebenfalls 200 000 Mark gefordert. Es ist geradezu unverständlich, wie dieser Sach- und Rechtslage gegenüber hat gesagt werden können: „Wer eine Kirche haben will, mag sie sich selbst bauen!“ Noch unbegreiflicher ist die laut gewordene Frage: Woher bekommen die Stadtverordneten das Recht, aus Steuern, zu welchen auch Katholiken und Juden beitragen, Geldbewilligungen zum Bau evangelischer Kirchen zu machen? So kann nur fragen, wer davon nichts weiß, daß die politische Gemeinde Berlin umfassende Patronatsrechte über bestimmte Berliner Kirchengemeinden übt, und daß diesen Rechten sehr präzise finanzielle Pflichten korrespondiren. Sollte etwa jemand glauben, daß die städtischen Patronatsrechte von den städtischen Behörden ausgeübt werden dürfen ohne Erfüllung dieser Pflichten, so mag er sich aus § 610 II. 11. des Allgemeinen Landrechts überzeugen, daß nicht einmal der Verzicht auf das Patronat ohne Vereinbarung mit der Gemeinde und den geistlichen Obern wegen der mit dem Patronat verbundenen Obliegenheiten gesetzlich zulässig ist. Unmöglich kann auch jemand, der bei Kirchenfesten in den städtischen Patronatsgemeinden die Vertreter des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung in Amtstracht die Ehrenrechte des Patronats wahrnehmen sieht, darüber in Zweifel sein, daß diese Rechte ausgeübt werden im Vollgefühl der von der politischen Kommune den betreffenden Kirchengemeinden gegenüber stehenden Pflichten. Ueber den Umfang dieser Pflichten im einzelnen Falle mag ja gestritten werden können. Die Ansicht, daß eine Baupflicht für bestehende Kirchen etwas anderes sei, als eine solche für den Bau neuer Kirchen, kann dabei auf sich beruhen bleiben, denn sie will nur um Worte

streiten. Wenn eine Kirche, die für eine Gemeinde von 10000 Seelen erbaut ist, dem Wachstum der Gemeinde auf 120000 Seelen entsprechend ausgebaut werden muß, so ist die Frage, ob diesem Bedürfnis durch Umbau oder Neubau eines zweiten Gebäudes neben dem bestehenden alten Bau zu genügen sei, nicht eine solche, die ernste Männer beschäftigen kann. Indessen haben die Berliner Kirchengemeinden die Zuversicht, daß sie den städtischen Patronatsbehörden gegenüber keinen Rechtsschutz brauchen, sondern daß sie von denselben mindestens ihr Recht zu erwarten haben. Die Magistratsvorlage an die Stadtverordneten beweist, wie begründet dieselbe ist. Die Genehmigung der Vorlage aber auch kann gerade von der liberalen Mehrheit der Stadtverordneten-Versammlung nicht versagt werden wollen, denn die Mitglieder dieser Mehrheit betonen ja bei jeder Gelegenheit, daß ihr Wille ist, für die Freiheit der Kirche und die Freiheit in derselben einzutreten. Welchen andern Weg aber kann es geben, um aus dem heutigen Rechtszustande der unfreien Kirche im unfreien Staate herauszukommen, als die Schaffung selbständiger patronatsfreier Gemeinden? Die Magistratsvorlage proponirt überdies ein gutes finanzielles Geschäft. Denn für 200000 Mark soll die politische Gemeinde Berlin für alle Zukunft der Rechtspflichten ledig werden, welche ihr gegenüber 70000 Evangelischen heute unbestritten obliegen."

Man durfte darnach auf die fragliche Stadtverordnetensitzung gespannt sein. Dieselbe fand am 9. Dezember statt und verlief nach der Nat.-Z. wie folgt: Stadtv. Karsten berichtete, daß im Ausschusse eine längere Diskussion über die Frage der rechtlichen Verpflichtung des Magistrats zur Zahlung des Beitrages stattgefunden habe, ein Beschluß über diese Frage indessen nicht herbeigeführt und ein Antrag auf Einholung eines Syndikatsgutachtens darüber abgelehnt worden sei. Dagegen wurde, nachdem die Notwendigkeit der Teilung der Parochie und des Kirchenbaues vom Ausschuß anerkannt worden, beschlossen, der Bewilligung des Beitrages die Worte „jedoch ohne Anerkennung der rechtlichen Verpflichtung" hinzuzufügen, und der Ausschuß beantragt infolgedessen folgende Beschlußfassung: „Unter Vorbehalt des Eigentums an Grund und Boden erklärt sich die Stadtverordneten-Versammlung mit der unentgeltlichen Ueberlassung des erforderlichen Terrains auf dem Lausitzer Platze zur Errichtung einer Kirche für die von der Thomasgemeinde abzuzweigende neue Kirchengemeinde einverstanden und bewilligt zu diesem Kirchenbau einen Zuschuß von 200000 Mark, jedoch ohne Anerkennung der rechtlichen Verpflichtung und unter der Bedingung, daß von den kirchenregimentlichen Behörden dieser neuen Gemeinde Patronatsfreiheit gewährt wird." — Stadtv. Görcki (Soz.-Dem.) hatte erwartet, von dem Ausschusse genaue Auskunft über die Rechtsfrage zu erhalten; sei der Magistrat nicht rechtlich verpflichtet, den beantragten Zuschuß zu geben, so hätte die Kommission auch nicht zu dem von ihr vorgeschlagenen Kompromiß kommen dürfen. Redner behauptet, daß der größte Teil der Einwohner der dortigen Gegend die Kirche wohl entbehren könne. Er führt aus, daß der Kirchenbesuch fortwährend im Abnehmen begriffen sei. Aber es sei noch ein anderer Grund für ihn maßgebend. Man solle die Gelder, die von der Allgemeinheit aufgebracht werden, nicht zu einem so einseitigen Zweck verwenden. Für den Bau einer Synagoge würde man sicher nichts bewilligen. Die liberale Forderung der Trennung der Kirche vom Staat gerate immer mehr in Vergessenheit, und die Versammlung würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie den Antrag ablehne. (Gelächter.) — Stadtv. Bellermann (Bürgerpartei): Gerade die Schilderung des Vorredners beweist, daß es Pflicht der Versammlung ist, noch mehr Kirchen zu bauen, damit auf diese Weise solche Ansichten, wie wir sie eben gehört haben, beseitigt werden. — Der Antrag des Ausschusses wurde darauf mit großer Mehrheit angenommen.

(**Befreiung der Theologen von der Militärpflicht.**) In der Militärkommission des Reichstages beantragte der Abg. v. Huene (Zentrum) die Einschaltung des folgenden § 3a: Diejenigen Wehrpflichtigen, welche sich dem Studium der Theologie einer mit Korporationsrechten innerhalb des Gebietes des deutschen Reiches bestehenden Kirche oder Religionsgesellschaft widmen, werden während der Dauer dieses Studiums bis zum 1. April des Kalenderjahres, in welchem sie das 26. Lebensjahr vollenden, von der Einstellung in den Militärdienst vorläufig zurückgestellt. Haben dieselben bis zu der vorbezeichneten Zeit auf Grund bestandener Prüfung die Aufnahme unter die Zahl der zum geistlichen Amt berechtigten Kandidaten erlangt, beziehungsweise die Subdiakonatsweihe empfangen, so sind sie gänzlich von der Militärpflicht befreit. Aus der Debatte verlautet: Der Kriegsminister meint, daß der Zweck des Antrages schon längst durch die Gnade des Kriegsherrn erfüllt werde. Abg. v. Benda will mit seinen Freunden für den Antrag stimmen. Abg. v. Stauffenberg sympathisirt mit dem Antrage, hat aber Einwendungen gegen die Form. Im baierischen Gesetz von 1867 befindet sich ein Paragraph, nach welchem sich eine ähnliche Bestimmung auch auf die Schullehrer ausdehnt. Er gebe dies zur Erwägung. Abg. v. Maltzahn-Gültz erklärt, daß in seiner Partei über diese Frage verschiedne Anschauungen herrschen. Da der betreffende Antrag sich auf alle Konfessionen beziehe, so bemerke er, daß die Ansichten in Bezug auf die Stellung der Geistlichkeit bei den Katholiken und Evangelischen sehr verschieden seien, so daß es sich am Ende empfehle, aus dem Antrage zwei für je eine Konfession zu machen. Er stimme gegen den Antrag, doch sei dessen Annahme für ihn kein Grund, das ganze Gesetz zu verwerfen. Abg. Marquardsen ist im Grunde für den Antrag, wünscht aber eine andere Formulirung. Abg. Richter bekämpft den Antrag. Da eine allgemeine Mehrbelastung des Volkes in Aussicht stehe, wolle er keine Entlastung eines bestimmten Standes. Abg. Windthorst konstatirt den allgemeinen Wunsch aus seiner wesentlich protestantischen Heimat, daß dieser Paragraph angenommen werde. Es mache einen eigentümlichen Eindruck, wenn ein Korporal in die Lage käme, einen Geistlichen „anzuranzen." Abg. Graf Behr ist für den Antrag, aber gegen seine Ausdehnung auf die Lehrer. Die Abstimmung ergab 20 Stimmen für, 8 Stimmen (4 freisinnige, 2 konservative, 2 sozialdemokratische) gegen den Antrag. Die evangelische Geistlichkeit könnte die endgiltige Annahme des Antrages nur mit geteilten Gefühlen begrüßen. Wir wollen von der allgemeinen Pflicht, welche die Söhne unsers Volkes dem Vaterlande gegenüber zu erfüllen haben, nicht ausgeschlossen sein. Warum will man nicht darauf eingehen, daß die diensttauglichen Theologen ein halbes Jahr mit der Waffe, ein halbes Jahr für den Sanitätsdienst ausgebildet werden?

(**Die Duellfrage im Reichstage.**) Der Abgeordnete Reichensperger (Zentrum) brachte am 13. Dezember einen Doppelantrag ein. Derselbe richtet sich in seinem zweiten Teil gegen das sog. amerikanische Duell, welches uns darum nicht interessirt, weil man alle Ursache hat zu bezweifeln, daß es überhaupt je vorgekommen ist. Um so mehr nimmt der erste Teil des Antrags unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: Der Reichstag wolle beschließen: „1. die Erwartung auszusprechen, daß die verbündeten Regierungen dem immer weiter um sich greifenden Duellunwesen mit entsprechendem Nachdruck sowohl auf autoritativem Wege, als durch disziplinäre und strafgerichtliche Repression entgegenwirken werden." Der ganze Antrag ist einer Kommission von 14 Mitgliedern überwiesen worden. Die Debatte entbehrte jedoch nicht etlicher bemerkenswerter Momente. Es ist bedauerlich, wie offen der sittliche Schade des Duellunwesens von den verschiedensten Seiten in Abrede gestellt wurde, insbesondere von einem konservativen Redner und von dem Vertreter der Reichsregierung. In England ist es schon heutzutage anständig, sich nicht zu schlagen, die ungeheure Mehrheit unsers Volkes verurteilt den Zweikampf auch bei uns; das Vorurteil des Duellzwanges ist zum Luxus bestimmter Klassen und Stände geworden. Die studentischen Mensuren wird man zu dem vielen anderen rechnen dürfen, was man an unserm heutigen Studentenleben beklagen oder entschuldigen mag; aber den ernsten, lebengefährdenden Zweikampf kann das christliche Gewissen nur mit Entschiedenheit verwerfen. Solange man ein Gottesurteil darin sah, hatte er einen Sinn; wir würden ihm auch heute noch einen Wert abgewinnen, wenn stets der Schuldige fiele — aber wie oft ist das Gegenteil der Fall, und so häuft sich Leid auf Leid! Indem wir so urteilen, vertreten wir nur die Anschauung, welche bereits auf unsere Gesetzgebung Einfluß gewonnen hat, denn wir haben Bestimmungen gegen das Duell. Aber der Regierungsvertreter, Herr von Puttkamer, trat nicht für die bestehenden Gesetze, für das von ihnen bekämpfte Duell ein! Wir kommen auf die Sache zurück.

(**Eine Schule in Kamerun.**) Die deutsche Regierung hat für das Schutzgebiet Kamerun die Begründung einer Schule beschlossen. Die darauf bezügliche Aufforderung an deutsche Volksschullehrer, sich zu diesem Kolonialdienst zu melden, ist in Lehrerkreisen viel besprochen worden und hat den überraschenden Erfolg gehabt, daß sich mehr als hundert deutsche Lehrer bereit erklärten, nach Kamerun zu gehen. Wie verlautet, sind nun auch zwei von den Bewerbern angenommen worden. Der eine ist der württembergische Volksschulamtskandidat Th. Christaller, welcher bisher Lehrer am Knabenmissionshaus in Basel war und demnach mit den Basler Missionaren, von welchen soeben die baptistische Missionsstation in Kamerun übernommen wird, Fühlung hat. Er soll am 31. Oktober v. J. bereits abgereist sein. Ihm zur Seite wird ein ehemaliger Hauptlehrer aus einer ländlichen Schule in Schlesien, namens Schultze, stehen, welcher am 1. April d. J. mit Weib und Kind (!) nach Kamerun gehen will.

Da in den Tropen die Kinder von Europäern nicht leben können und infolge dessen sogar die Missionare ihre Kinder zur Erziehung nach Europa schicken, kann es sich im vorliegenden Falle nicht um eine Schule für die Kinder der Weißen handeln, sondern nur um einen Schulunterricht für die eingeborne Jugend. Es wäre zu erwarten gewesen, daß man denselben den bewährten Händen der Missionare anvertraut hätte, zumal gerade die Basler Mission selbst nach dem Urteil des Reisenden Zöllner in Westafrika glänzende Schulergebnisse aufzuweisen hat. Zur Zeit dürfen wir ja allerdings noch hoffen, daß ein gutes Einvernehmen zwischen Schule und Mission zu stande kommt und daß den Negern in Kamerun der Unterricht in bestimmt christlichem Geiste erteilt wird. Eine religionslose Schule, wie die Engländer sie von seiten der Regierung in Indien haben, ist in vieler Hinsicht vom Uebel.

(**Ungeahnte Schwierigkeiten.**) Daß es einige Schwierigkeiten werde zu überwinden geben, ehe wir das Blatt im rechten Fahrwasser hätten, darauf waren wir gefaßt; aber daß sich auch die Schneemassen gegen uns auftürmen würden, ahnten wir nicht. Vorliegende Nummer ist unter großen Hindernissen zu stande gekommen: am 20. ging die Korrektur von Leipzig ab, am 25. erst gelangte sie in die Hände des Herausgebers. Inzwischen bot sich ja freundliche Hilfe in Leipzig, und der Telegraph vermittelte auch noch. Wenn aber doch die Nummer Spuren jener unverhofften Störung an sich tragen sollte, so wird der freundliche Leser es gerne verzeihen.

(**Berichtigung.**) In dem Artikel Lutherisch (Nr. 1 d. Ztg. S. 2 Anm. 2) ist irrig statt: v. Meyern Acta pacis Westphalicae VI, 283, „IV, 283" gedruckt worden.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig